

Die Versöhnung von Widersprüchen im Christentum

Im völligen Gegensatz zu dem penetranten Festhalten zahlreicher „Kirchenfürsten“ und Theologen an ihrer hoffnungslos einseitigen Weltsicht und den daraus resultierenden einfältigen Verhaltensvorgaben für die Gläubigen steht im spirituellen Zentrum des christlichen Glaubens die Vielfalt und die unverzichtbare komplementäre Sicht auf Gott und göttliche Zusammenhänge. Diese werden aufschlussreicherweise als Mysterien des Glaubens bezeichnet, also als unergründliche Geheimnisse, da sie der alltäglichen Entweder-oder-Logik absolut zuwiderlaufen und mit dieser auch nicht nur im Ansatz nachvollzogen werden können.

Der Umgang mit Widersprüchen ist im Christentum somit ein äußerst seltsamer und verworrener, ein geradezu desorientierter. In der „Alltags-Theologie“ bzw. im täglichen Leben gelten Widersprüche zwingend als völlig unversöhnbar. Dagegen ist deren fruchtbares Miteinander für alle zentralen Glaubensinhalte, die sonst jedwede christliche Bedeutung verlören, vollkommen unverzichtbar. Dieses ungeklärte Miteinander von zwei gänzlich unterschiedlichen Denkansätzen ist weniger den sogenannten Mysterien des Glaubens geschuldet, also den angeblich mit dem Verstand nicht ergründbaren Glaubens-Geheimnissen, als viel mehr der Tatsache, dass sich seit langer Zeit jedwedes theologisches Alltags-Denken völlig dem „Entweder-oder-Denken“ und damit der Beschneidung des menschlichen Denk-Potenzials untergeordnet und ausgeliefert hat.

Im Christentum gibt es kein eigenständiges „Denkmodell“, wie das von Yin und Yang, das die Ergänzung und das Zusammenwirken scheinbar widersprüchlicher Aspekte zum Inhalt hat. Man trifft auf ein im wahrsten Sinne des Wortes heilloses Durcheinander.

Im alltäglichen Denken der Menschen und auch in vielen Aussagen der Theologen gelten Widersprüche als sich gegenseitig ausschließend, was bedeutet, dass (einseitig) jeweils nur eine Seite als zutreffend anerkannt wird. Entweder etwas ist so oder genau andersherum. In bester aristotelischer Tradition wird nach dem Satz des ausgeschlossenen Dritten keine weitere Möglichkeit, also weder „eine Mischung“ dazwischen noch beides nebeneinander zugelassen. Die Forderung nach Widerspruchsfreiheit, wie dies der „Vater der abendländischen Logik“ Aristoteles formuliert hat,

aus Band: Terror sapiens III – Spirituelle Intelligenz

Schriftenreihe Globale Intelligenz (www.gloint.de)

© Walter Krahe, Insul 8.3.2017

also das sogenannte Entweder-oder-Denken, spielt als Prämisse westlicher Logik die zentrale Rolle im Denken der Menschen und der auf dieser Logik basierenden Wissenschaften – bis heute.

Die christliche Theologie hat umfangreiches Gedankengut von der klassisch griechischen Philosophie übernommen, um ihr im Grunde genommen viel zu groß dimensioniertes Lehrgebäude unterfüttern bzw. mit Inhalten füllen zu können. Dazu zählen zum Beispiel auch die aristotelischen Lehrsätze bezüglich der Logik. Vieles, was sehr religiös daherkommt, entspringt ursprünglich also gar nicht christlichem Denken. Dies kann zu unheilvollen Dissonanzen führen.

Papst Johannes Paul II. hat in seiner „Enzyklika Fides et Ratio“ (*päpstliches Rundschreiben vom 14.9.1998 zum Thema Glaube und Vernunft*) den Satz vom Widerspruch – unter der Bezeichnung „Prinzip von der Non-Kontradiktion“ – zum Kern philosophischer Erkenntnisse gerechnet, die in der Geschichte des Denkens ständig präsent seien. Dieser Kern stelle so etwas wie ein geistiges Erbe der Menschheit dar.

Die Betonung der Widerspruchsfreiheit und des ausgeschlossenen Dritten bedeutet gänzlich unmissverständlich, dass diese Grundsätze in der „allgemeinen“ Theologie, im Alltag der Gläubigen und in der Abgrenzung zu anderen Religionen und Überzeugungen eine zentrale Rolle spielen. Eine mögliche Vielschichtigkeit (Komplexität) verschiedener auch scheinbar gegensätzlicher Faktoren darf somit in vielen wichtigen theologischen Aussagen keine Rolle spielen. Durch diese Unterwerfung unter die aristotelische Eindimensionalität – von der bei Jesus „nie die Rede war“ - findet eine gnadenlose Beschneidung der Wirklichkeit statt, wie dies in den so genannten non-dualistischen Religionen (Taoismus, Hinduismus und Buddhismus) nie der Fall ist.

Komplementarität im Christentum

Im Christentum stößt man allerdings auf eine Trennung zwischen diesem Alltags-Denken der Menschen und der Logik, die im Zusammenhang mit theologischen Erklärungen zur Wirklichkeit Gottes benutzt wird. Die dem Menschen zugeordnete Logik ist eine einseitige. Die der göttlichen Wirklichkeit zugeordnete Logik ist eine komplementäre.

Die zentralen Inhalte des Christentums, ohne die der Glaube nahezu substanzlos wäre, fußen in Phänomenen, die ohne das Zusammenwirken von normalerweise ganz und gar unvereinbarer Widersprüche null und nichtig wären. Diese Kernaussagen stehen ganz im Gegensatz zur aristotelischen Eindimensionalität und setzen eine höchst komplementäre Sichtweise voraus, die ein theologischer Laie und sogar angehende Theologen gedanklich oft kaum nachvollziehen können, da diese ihrem gewohnten Denken absolut zuwider läuft. Vielleicht auch um die geistige Not der in bester aristotelischer Tradition quasi „zur Einfachheit“ erzogenen Menschen lindern zu können, bezeichnet man solche Phänomene als „Geheimnisse des Glaubens“. Der Begriff Geheimnis bedeutet hier weniger, dass etwas geheim, also nicht bekannt ist, sondern dass es aufgrund seiner Vielfalt und scheinbaren Widersprüchlichkeit mit eindimensionalen Entweder-oder-Denken nicht zu erfassen, also nicht zu verstehen ist. Durch die Bezeichnung Geheimnis des Glaubens umgeht man das zweifellos sonst ernsthaftige Logik-Problem.

Im Zentrum steht der dreifaltige Gott, der einerseits nach Natur, Substanz und Wesen untrennbar „Einer“ ist, sich andererseits aber in drei voneinander verschiedenen, eigenständigen Personen offenbart. Der Kern des katholischen Glaubens besteht darin, dass die Gläubigen den einen Gott in der Dreifaltigkeit und die Dreifaltigkeit in dem einen Gott verehren, wobei dies weder als Vermischung, noch als eine substanzielle Trennung der drei Personen verstanden wird. Gott ist nicht „entweder oder“, sondern „sowohl als auch“. Dabei symbolisiert der „Vater“ Ursprung und Autorität, der „Sohn“ die Erlösung von den Sünden und der „Heilige Geist“ den aus dem Vater und dem Sohn hervorgehenden göttlichen Geist, die geistige Einheit, die alles beseelt und heiligt. Jesus Christus vereint sowohl den Menschen Jesus als auch den Erlöser Christus in sich. Man versteht ihn als Mensch gewordenen Sohn Gottes, als Person mit gleichzeitig zwei Naturen: mit einer göttlichen und einer menschlichen, die weder einzelne Teile – z. B. unten Mensch und oben Gott – darstellen, noch miteinander vermischt sind – z. B. 50% Gott und 50% Mensch – sondern als in einer einzigen Person vereint gelten.

Was „dem gemeinen Menschen“ – also uns – nach der durch Aristoteles geprägten Theologie niemals möglich sein wird, nämlich zumindest irgendwann am Ende eins mit Gott zu werden, ist allerdings in Bezug auf

Jesus Christus eine Selbstverständlichkeit. Jesus Christus hat demnach einen göttlichen Verstand und Willen und einen menschlichen Verstand und Willen, die völlig in Einklang miteinander stehen. Er verkörpert in seiner Person das Gott- und das Menschsein. Christus ist nicht ohne Jesus und Jesus nicht ohne Christus denkbar.

Der Kreuzestod von Jesus Christus aber, der das Ende seines irdischen Lebens bedeutet, ist nicht erklärbar ohne die Geburt des neuen Lebens, also ohne die Auferstehung. Für einen gläubigen Christen – und nur für diesen – bedeutet das Symbol des Kreuzes mit dem dort gefolterten und verstorbenen Jesus zugleich Tod und Auferstehung, Leid und Erlösung, absolutes Ende und völliger Neuanfang. Für alle anderen Menschen ist ein Kruzifix lediglich ein verstörender Ausdruck bestialischer menschlicher Handlung.

Angesichts dieser zentralen Botschaft des christlichen Glaubens lässt sich sehr gut verdeutlichen, welchen kolossalen Unterschied eine komplementäre und einseitige Sichtweise in der Bedeutung machen können.

Der Tod und die Auferstehung wiederum bewirken die zwar bereits vollzogene Erlösung der Menschen und trotzdem sind diese aber in ihrem konkreten Leben noch der Gefahr des Bösen ausgesetzt. Das Reich Gottes, die Herrschaft der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, ist bereits angebrochen („schon jetzt“), erfährt seine endgültige Erfüllung aber erst in einer anderen Welt („noch nicht“). Somit erfahren sowohl das Diesseits als auch das Jenseits eine wichtige Bedeutung auf dem Weg eines gläubigen Christen.

Dabei ist die Kirche Weg und Ziel zugleich, menschlich und göttlich, irdische Wohnstätte und himmlischer Palast in einem.

Nicht minder komplementär verhält es sich bei dem zentralen Kern der Ethik Jesu. Nach Papst Johannes Paul II. ist es das erste und höchste göttliche Gesetz: das Gebot der Nächstenliebe („Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“). Es zählt nicht zu den zehn Geboten des Alten Testaments, sondern wurde Moses von Jahve gesondert offenbart (*Lev 19,18*). Im neuen Testament erfährt es eine Aufwertung und gilt als das Wesentliche bzw. als die höchste Zusammenfassung der Gebote 4-10 („Ehre deinen Vater und deine Mutter, du sollst nicht töten“ etc.), die sich allesamt auf den Umgang mit anderen Menschen beziehen. Es geht bei dem Gebot der

Nächstenliebe nicht nur um das Vermeiden von Unrecht, sondern um den aktiven Erweis von Liebe. Dieses Gebot enthält ebenfalls komplementäre Aspekte in mehrfacher Hinsicht. Denn diese Liebe soll zwei Aspekte umfassen: die Liebe zum Nächsten, aber auch die Liebe zu sich selbst. Die eigene Person und der andere werden also gleichermaßen von der Liebe erfasst. Aus dieser Sicht ist der Begriff „Gebot der Nächstenliebe“ eigentlich viel zu einseitig. Es müsste vom Inhalt her das „Gebot der Nächsten- und Selbst-Liebe“ heißen. Denn würde man sich selber nicht lieben, dann könnte man den Nächsten ebenfalls nicht lieben.

Aber nicht nur in der Verbindung von du und ich besteht das Außerordentliche und Ungewöhnliche dieses Ausdrucks der Komplementarität von Liebe, sondern auch in der Tatsache, dass im neuen Testament durch Jesus selber die Nächstenliebe der Gottesliebe gleichgesetzt wird. Demnach antwortete Jesus auf die Frage eines Gesetzeslehrers: *„Meister welches Gebot ist das größte Gesetz?“ ... „Du sollst den Herrn deinen Gott lieben mit deinem ganzen Herzen und deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Vernunft. Das ist das größte und erste Gebot. Das zweite ist ihm gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. An diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten“ (Mt 22,36f).*

An anderer Stelle wird hinzugefügt, dass die Nächstenliebe *„weit mehr als alle Brandopfer und anderen Opfer“* ist (Mk 12,31).

Das Bedeutende hierbei ist, dass die Liebe und Hinwendung zum anderen und zu sich selbst mit der Liebe und Hinwendung zu Gott verbunden ist. Für einen Menschen bedingen sich Menschen- und Gottesliebe also gegenseitig, sie können im Grunde nicht voneinander getrennt werden. Dies ist wohl am einfachsten im Sinne des folgenden Ausspruchs im ersten Johannesbrief zu verstehen: *„Wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt, denn Gott ist die Liebe“ (1.Joh. 4,8).*

Vernachlässigt man einmal die prinzipielle Ablehnung einer finalen (letzten, höchsten) Einheit des Menschen mit Gott durch die Kirche, dann lassen sich diese bemerkenswerten Aussagen in Bezug auf die Liebe auch sehr gut mit den Worten des indischen Yogis (Kriya Yoga) und spirituellen Meisters Paramahansa Yogananda (1893-1952) verdeutlichen: *„Mein himmlischer Vater ist Liebe, und ich bin ihm zum Bilde erschaffen. Ich bin die Sphäre der Liebe, in der alle Planeten und Sterne, alle Lebewesen und*

erschaffenen Dinge leuchten. Ich bin die Liebe, die das ganze Universum erfüllt.“ Und an anderer Stelle: „Während ich Liebe und guten Willen auf andere ausstrahle, öffne ich mir den Zugang zur Liebe Gottes. Die magnetische Kraft göttlicher Liebe zieht alles Gute zu mir heran.“ („Wissenschaftliche Heilmeditationen“, Paramahansa Yogananda, Self-Realization Fellowship, September 2000, S. 107)

Die Liebe ist somit die höchste komplementäre Qualität, über die der Mensch – „nicht nur im Himmel, sondern schon auf Erden“ – verfügen kann: Die Einheit zwischen Gott, dir und mir. Wer solch eine Liebe erfährt, für den sind Widersprüche keine Widersprüche mehr, die voneinander trennen, sondern Manifestationen des „einen Gottes“.

Erstaunlich ist, dass es sich im Christentum bei der Nächstenliebe um die Form eines Gebots handelt. Es wird nicht nur eine mögliche spirituelle Erfahrung beschrieben, sondern es erfolgt die ganz konkrete Aufforderung bereits im menschlichen Alltag derart allumfassend zu handeln. Liebe ist also nicht nur das Ziel, sondern gleichzeitig auch der Weg zum Ziel, was mit der aristotelischen Logik unvereinbar ist.

Was ist im Christentum geschehen, dass im Zentrum des Glaubens schon lange nicht mehr diese zentrale, alles entscheidende, völlig lebensnahe Erkenntnis steht, dass Gott Liebe ist und dass sich der Mensch durch gelebte Liebe mit Gott verbinden kann?

Wie kam es dazu, dass andere theologische Erklärungen – wie beispielsweise die exklusive Gottessohnschaft (Warum eigentlich können nicht alle Menschen „Kinder Gottes“ sein?), die Auferstehung von Jesu Christo (Ist nicht bekannt, dass das Erscheinen eines Verstorbenen den Noch-Lebenden ein in allen Kulturen bekanntes, gelegentlich auftretendes Phänomen ist?) und der damit begründete Erlösungsglauben (Lässt es sich glaubhaft immer noch aufrechterhalten, dass das Reich Gottes „schon jetzt“ angebrochen ist, wenn auch „noch nicht“ in Gänze“) – in den Vordergrund geschoben wurden und die gelebte Liebe auf die viel unbedeutenderen hinteren Reihen verwiesen werden konnte?

Hat es für ein tiefes religiöses Leben wirklich nicht ausgereicht, dass Jesus als Akt grenzenloser Liebe zu Lebzeiten nicht nur für Menschen jeden Schlags da war, sondern dass er sich für seine Überzeugung sogar wohl

wissend kampflos hat von den Römern töten lassen? Bedurfte es für einen Gläubigen wirklich mehr?

In den heutigen Wirren kann einzig die klare Rückbesinnung auf die geliebte Liebe als die zentrale christliche Bemühung, sich Gott in jeder Lebenssituation nähern zu können, die notwendige Orientierung geben.

All den Theoretikern könnte die alte zenbuddhistische Weisheit zur unverzichtbaren Umkehr verhelfen: „Der Finger, der auf den Mond zeigt, bleibt immer ein Finger und wird niemals zum Mond.“

Der Mensch, obwohl er sich doch schon zu Lebzeiten umfassend (komplementär) verhalten soll, gilt nach wie vor als einseitig und als begrenzt, sein Gott aber als hochgradig komplementär. Als Herr über Leben und Tod, als Anfang und Ende von allem, als Erster und als Letzter, allgegenwärtig und allmächtig, unaussprechlich und vor allem unfassbar, sollte er eigentlich alles umfassen – so zumindest nach den vielen Aussagen über ihn, bei denen allerdings häufig die religiösen Konsequenzen nicht bis zu Ende bedacht werden. Umfasst Gott aber auch in den vielen theologischen Erklärungen wirklich alles oder wurde seine Größe dann nicht doch relativiert und so zurechtgestutzt, damit er besser in religiöse Merksätzchen passt?

Ohne das Mysterium Gottes und die Liebe eines gläubigen Christen schmälern zu wollen, der ja nicht nur mit seinem ganzen Herzen und mit seiner ganzen Seele, sondern auch mit seiner ganzen Vernunft Gott lieben soll, wäre es für das Christentum geboten, sich auch in Hinblick auf den einzelnen denkenden Menschen um die Erweiterung der immer noch gängigen „Entweder-oder-Logik“ hin zu einer komplementären Logik zu bemühen und diese Fähigkeit nicht nur dem Bereich des Mysteriums zuzuschreiben. Der christliche Gott ist der Inbegriff der Vielfalt und der Komplementarität, wovon auch der denkende Mensch lernen könnte.

Wie lange noch sollen Christen zur Einseitigkeit genötigt werden? Sie möchten an Gott und nicht an Aristoteles glauben!